Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 2

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633982

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 2 - 28. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 8. Januar 1938

Im neuen Jahr

Von Dominik Müller

Ins neue Jahr wir schreiten
Mit heiterm Kampfesmut,
Wir schau'n in neue Weiten
Und hoffen, es werd' gut.

Das alte ist verschwunden,
Liegt hinter uns schon fern;
Mit allen seinen Wunden
Wir lassen's noch so gern.

Mag neue Wunden schlagen
Uns kommendes Geschick:
Wir wollen nicht verzagen,
Nicht senken unsern Blick.

Ob Sorgen uns besiegen
Und Leid die Freude dämpft
Und ob wir unterliegen:
Wir haben doch gekämpft!

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 25

Ja, wenn er mit Doia und ihrem Vater erst in Tübingen wäre! — Die Heimat rief ihn kräftig und herzlich, hier durch einen Brief Ulrich Zeuslers, dort durch einen der Schwester.

Else schilderte das Auftauchen des Herrn Cesari, sein fremdartiges, wie Italienisch klingendes Deutsch, die Ueberraschung, als er nach ihrem Bruder zu fragen begann, und den wachsenden Eindruck, daß sie einen sehr verständigen und vertrauenswürdigen Mann vor sich hätte. „Ich habe zu Dir einmal etwas verächtlich von den Italienerinnen gesprochen; aber wenn es einen so prächtigen Mann gibt wie Herrn Cesari, warum nicht ebenso prächtige Frauen und Mädchen? — Er hatte das Bild seiner Tochter in der Brieftasche mit sich. Ich will Dich nun nicht noch verliebter machen, als Du es schon bist, indem ich Dir schreibe, wie sie mir gefallen hat; aber Heinrich — Heinrich — Du nimmst viel auf Dich! Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Tochter des Herrn Cesari unter uns Schwaben glücklich sein wird, dann darfst Du sie doch nicht bei uns verderben lassen und mußt mit ihr zurückkehren in ihre Berge. Das ist mein Kummer. Indessen so viel an mir liegt, sei versichert, daß ich ihr bei ihrem Einleben in Tübingen gern zu Diensten stehe. Ueberhaupt, Brüderlein, wir wollen uns, wenn Du allein oder zu zweien heimkommst, vertragen wie früher. Das Geschäft bringt viele Sorgen mit sich; über manches Feinere, das mir aus der Jugend geblieben ist, kann ich mit Wilhelm nicht sprechen. Da wäre ich froh, wenn in meinen Alltag hinein wieder ein Wort der Poesie fiele, wie es bei Dir selbstverständlich ist und manchmal geschieht, ohne daß Du es selber weißt. Danach habe ich das Heimweh!" —

Heinrich freute sich herzlich an dem schwesterlichen Brief; aber auf den Korb voll Fragen, der darin ausgeschüttet war, mochte er nicht in allen Teilen antworten.

Aehnlich ging es ihm mit dem Freundesbrief Zeuslers. Zwei Stellen darin fesselten besonders seine Aufmerksamkeit. Die erste handelte von Tilla Scheck. „Warum erhalte ich kein Wort von Dir? Bis zum Erscheinen des Herrn Cesari war es einzig ein Brief von Tilla aus Chur, der mir über Deinen Weg dürftige Nachricht gab. Wenn Dich Euere Begegnung auf dem Lukmanier so erfreut hat wie sie, so wirst Du gern Ohr für ihr Schicksal haben. Sie hat vor wenigen Tagen ihren Mann, den Du ja kennen gelernt hast, durch den Schuß eines Wilderers verloren. Ich wie die gesamte Verwandtschaft können keine tiefere Teilnahme für ihn aufbringen; Scheck war ein Starrkopf und lief einer Lohnerhöhung zulieb allen Warnungen entgegen wie ein Blinder in das Verderben. Um Tilla aber, die jetzt wieder bei ihrem Vater leben wird, tut es einem von Herzen leid; vielleicht hast auch Du aus Anlaß Eurer Reisebekanntschaft ein Wort der Teilnahme für sie" —

Ja, dieses wollte Heinrich schon finden.

Die andere Stelle, die er im Brief Ulrich Zeuslers wieder und wieder las, war die: „Und nun, Junge, verbiete ich Dir aus dem Recht unserer Freundschaft heraus die weitere Zeitvergeudung in der Fremde. Du gehörst heim auf unsern Boden! Wenn Du diesen Ruf aus Gründen, die ich ahne, nicht hören willst, so komme ich am ersten Ferientag nach Airolo. Auf dem Weg hinauf in das Bergnest, in dem der urwüchsige und würde-

volle Steinmetz als Schultheiß oder Bürgermeister waltet, will ich Dir dann eine Standrede über Deine Pflichten gegen Dich selbst und Deine Freunde halten, die stets noch auf Dich bauen!"

Nein, bei aller Liebe und Freundschaft, was sollte Heinrich unter den wirren Umständen, die ihn und Doia umgaben, mit dem Besuch Zeuslers im Tessin? — Es war auch nicht nötig, daß ihn die Heimat holte; er war von selber wieder für sie reif geworden.

Als er Pater Placidus, mit dem er über seine Erlebnisse Briefe wechselte, die Heimkehrpläne mitteilte, billigte der Benediktiner den Entschluß: „Aber eine Herzensbitte! Wann immer Sie Ihre hoffnungsvolle Rückfahrt an den Neckar antreten, kommen Sie bei mir vorbei, damit wir uns noch einmal in die Augen sehen und uns unserer Freundschaft fürs Leben versichern können."

Landsiedel gab ihm das Versprechen. Damit war der Weg seiner Rückkehr schon bestimmt; es war der gleiche, auf dem er nach Airolo gekommen war. Es reute ihn zwar, daß ihm damit das Bild des Vierwaldstättersees, der Landschaften des Schiller'schen Tells, entgehen würde; aber wie viel höher stand ihm die Forderung des Menschlichen als der Genuß einer Gegend!

Wann gab sich für ihn wohl der Heimweg? —

Ohne den regen Briefwechsel wäre ihm die Zeit in Airolo lange geworden. Er besaß aber doch einen Kranz lieber Menschen, die seiner in Wärme gedachten, und durfte sich über das Schicksal wahrhaftig nicht beklagen, wenn er an seine Einsamkeit und Gottverlassenheit auf Val Piora zurückdachte. Von der Mutter lag kein Unsegen auf ihm! Hätte ihm sonst je eine so schöne Liebe wie die zu Doia aus Gottes herrlicher Bergwelt ersprießen können? —

Hie und da sah er Cesari. Der Alte kam wohl mehr aus einer innern Unrast als aus geschäftlichen Gründen dann und wann von seinem Dorf herab ins Tal gestiegen. Er konnte die Bedrückung darüber nicht verbergen, daß Grimelli den Nachstellungen der Gendarmerie noch stets entgangen war, und die Trennung von Doia so lange andauerte. „Da liegen ihrer drei Landjäger in Altanca und spielen den ganzen Tag Boccia. Hol's der Kuckuck! Ich bin sicher, daß Grimellis Mutter ganz wohl weiß, wo der Sohn steckt. Sie sucht im heimlichen überall Geld für ihn zu leihen!"

Nun war Testa wieder von Genua zurück. Auf der Fahrt hatte er Doia für eine Stunde gesehen und gesprochen. Was er von ihr zu melden wußte, bereitete Heinrich Sorgen. „Sie hat mir zwar versichert, es gehe ihr gut; aber sie sah angegriffen aus; ihre Wangen sind blaß und schmal; sie ist so leicht wie ein Vögelchen geworden." Mit einer Bewegung der Ungeduld fügte Testa bei: „Wirklich wär's an der Zeit, daß man wegen Grimelli wieder einmal zu seiner Ruhe und Sicherheit käme, für uns alle an der Zeit!"

Von dem flüchtigen Verbrecher besaß niemand eine Spur; nur unsichere Gerüchte liefen über ihn. Da und dort, bald unten in den Städten, bald oben in den Bergen wollten ihn einzelne gesehen haben; besonders glaubwürdige Nachrichten kamen darüber aus Genua. Viele vermuteten, daß es ihm trotz der strengen polizeilichen Hafenaufsicht gelungen sei, unentdeckt über Meer zu entkommen. Dann aber tauchte wieder aus irgend einem Bergdorf die Kunde auf, daß ein Mann beobachtet worden sei, den man der Beschreibung nach für Grimelli halten müsse. Die Gendarmerie veranstaltete Streifzüge durch das Gebirge. Sie verliefen ergebnislos. Die öffentliche Meinung war der Ansicht, die Polizei erfülle ihre Pflicht schlecht, und über der Menge irreführender Nachrichten und vergeblicher Bemühungen verlor die Gendarmerie in der Tat den Mut für kräftige Nachforschungen. Was sollte sie tun, wenn an demselben Tage Meldungen einliefen, der Verfolgte sei sowohl bei den Häusern von Agua Calda am Lukmanier wie in Basel beobachtet worden, als er im Begriffe war, den Zug nach Hamburg zu besteigen? — Trieb er sich in den Bergen herum, so konnte er sich schon noch eine Weile halten. Die obersten Alpen waren mit Vieh bestoßen; da gab es Gelegenheit, etwa eine Kuh oder eine Ziege zu melken, und selbst an die Sennen durfte er sich ohne große Gefahr mit der Bitte um Nahrung wenden. Die Leute gaben ihm, waren froh, wenn er wieder verschwand, und hielten den Mund, entweder aus Furcht vor ihm oder aus religiöser Scheu, die einen bereits Unglücklichen nicht noch unglücklicher werden lassen will. Andere, die es gelüstete, das Geld zu verdienen, das auf die Einbringung des Verbrechers gesetzt war, fürchteten den Kampf mit dem Verzweifelten. Namentlich kamen die Nachrichten stets zu spät ins Tal, als daß die Gendarmen daraus hätten Erfolg ziehen können.

„Wenn aber die Alpen vom Vieh entladen sein werden, wenn der erste Schnee gefallen ist, wird man ihn schon ergreifen können", sagten Leo und Camillo Testa, die den Fall mit der gespannten Neugier der Jugend verfolgten, zu Landsiedel. „Dann findet man seine Fährte leicht, und er muß sich ergeben!"

Da kam Cesari wieder des Weges, diesmal in großer Aufregung. „Ein Geometergehilfe hat mir einen Brief Fenners überbracht", erzählte er Heinrich. „Da lesen Sie; es ist auch für Sie eine Warnung darin. Grimelli war am Piz Pettano oben bei den Ingenieuren!"

„Wenn ich Ihnen dies mitteile", schrieb Fenner, „so tue ich es nicht, um die Lage des unglücklichen Menschen zu erschweren, sondern aus Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, die ich, besonders aber meine Frau, in Ihrem Hause erfahren durften. Grimelli ist auf das Aeußerste herunter gekommen, nur noch ein Schatten seiner selbst, dazu fieberkrank. Nachdem ihm verschiedene Fluchtversuche mißlungen sind, sieht er die Notwendigkeit selber ein, sich der Polizei zu übergeben. Aber vorher müsse noch etwas geschehen! Vorher wolle er sich an denen rächen, die ihm Doia entfremdet und ins Kloster nach Como gebracht haben. Auf ein paar Jährchen Gefängnis mehr oder weniger komme es ihm nicht an. Ob er noch Waffen besitzt, weiß ich nicht; aber jedenfalls seien Sie vor dem Halbwahnsinnigen auf der Hut und wenn Sie auch Landsiedel warnen, ist es mir eine Gewissenserleichterung."

„Wir müssen den Brief Fenners der Gendarmerie übergeben", rief Testa. „Sie soll ihre Aufmerksamkeit verdoppeln."

„Der Wachtmeister in Altanca hat ihn bereits gesehen", erklärte Cesari; „es steht jetzt immer ein Posten vor meinem Haus, und wo ich gehe und bin, folgt mir einer wie mein Schatten. So weit sind wir, und wenn das noch lange dauert, werde ich krank."

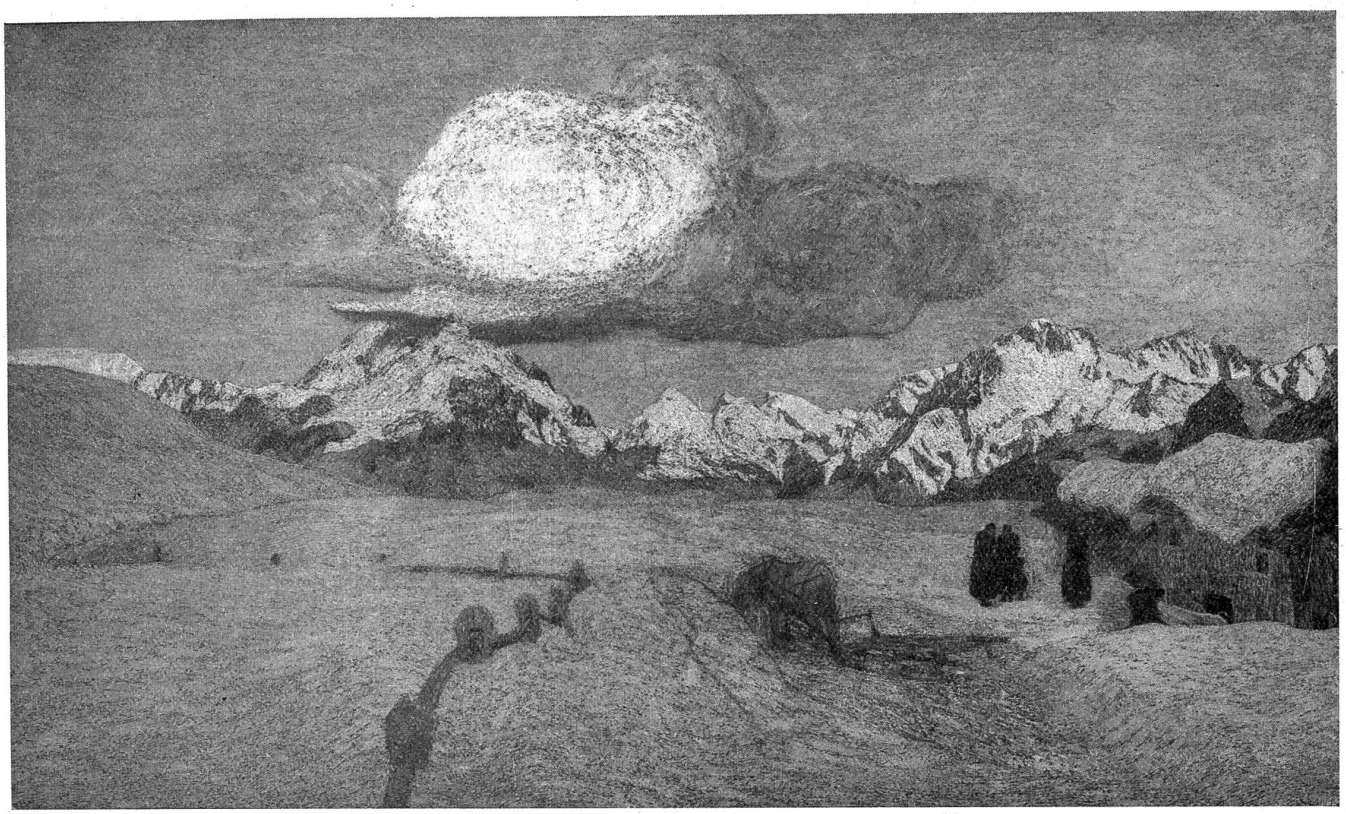
Sehr schlechte Laune sprach aus den Worten des Sindaco. Er blieb bei Testa übernacht; am andern Tag hatte er aber doch keine Ruhe im Tal und stieg wieder in sein Dorf empor.

Als er gegangen war, versetzte Testa: „Was ist das für ein Höllenleben! Ich sollte nach meinem Bau am See sehen und wage es nicht. Mir ist der Schuft selbstverständlich auch nicht grün. Und Sie Landsiedel tun am besten, wenn Sie das Haus hüten!"

Bei allen qualvolle Verlegenheit.

Nach ein paar Tagen Hausbann erhielt Heinrich von Ingenieur Kaufmann eine schriftliche Anfrage, warum er sich nie mehr für eine Plauderstunde in der „Stella polare" blicken lasse — ob er leidend sei? —

Landsiedel schaute in den gewaltigen Gewitterregen, der seit Nachmittag auf die Dächer und Straßen trommelte und in trüben Bächen die Wege dahinrauschte. Jetzt war niemand



Vergehen. Nach einem Gemälde von Giov. Segantini, im Museum in St. Moritz

unterwegs. Und er sehnte sich nach Kaufmann, dem Philosophen, der in einer ihm zusagenden Gesellschaft aus seinen reichen Lebenserfahrungen, wenn auch oft von einem melancholischen Einschlag, verschwenderisch zu erzählen wußte.

Vorsichtig ging Landsiedel durch die regenschwere, dunkle Nacht nach der „Stella polare".

Dort saß er mit dem Techniker plaudernd vor einer Flasche Chianti, schon seit geraumer Weile. Kaufmann suchte sich ein Bild zu gestalten, wie sich dies- und jenseits des Gotthards das Leben gestalten würde, wenn einmal, in etwa vier Jahren, die Bahn eröffnet sei.

„Sie schenkt und nimmt!" sagte er, die Hand auf das Kinn gestützt. „Ich sehe halbverödete Dörfer, für die bis jetzt der Fuhrverkehr und Vorspanndienst Lebensquelle war, altehrenfeste Gasthäuser, in denen die Spinnen ihre Netze weben, auswanderndes Bergvolk mit seiner Habe. Auf der Straße sind das fröhliche Pferdegeschell und der Fluch des Fuhrmanns verklungen. Gottlob! Es ist doch manche Tierschinderei beim Paßverkehr. Wenn es jenen Roßhimmel gibt, von dem mir meine Großmutter oft gesprochen hat, so weiden darin vom Gotthard Tausende von Pferden und Maultieren. Leider auch viele aus dem Stollen. Einen Arbeiter- und Ingenieurhimmel müßte es aber auch geben. Wird in etlichen Jahren noch einer von hundert Reisenden bei der Durchfahrt durch den Berg an die Schlacht denken, die zehn Jahre lang in der dunkeln Glutröhre geschlagen worden ist? — Nein, nichts wird so rasch Alltag wie ein im Betrieb stehender Tunnel. Wir sind vergessen, und über der Stelle, an der der arme Vermi seine Augen verlor, küssen und herzen sich die Hochzeitspärchen!"

Kaufmann war mit seinen Betrachtungen gut im Zug.

Da fuhr Landsiedel zusammen.

Von ein paar Männern, welche in die Bude traten, hatte er den Namen Grimelli gehört, und in der Einbildung war ihm, der Gefürchtete werde im nächsten Augenblick in der Wirtschaft erscheinen und über ihn herfallen.

„Was ist Ihnen?" fragte Kaufmann.

„Es ist nichts!" erwiderte Heinrich schon wieder gefaßt, aber doch in höchster Erregung.

Von Gruppe zu Gruppe lief die Mitteilung: „Soeben hat sich Grimelli hier im Ort auf der Straße verhaften lassen. Ohne Widerstand, tropfnaß, mehr tot als lebendig. Die Zähne klapperten ihm vor Fieber."

Landsiedel mußte die Nachricht ein paarmal hören, bis er sie glaubte; als sie ihm aber durch einen Augenzeugen bestätigt wurde, fiel ihm ein Alp von der Seele.

Sein erster Gedanke war, daß nun Doia die Heimkehr offen stehe.

„Berührt Sie die Geschichte tiefer?" fragte Kaufmann überrascht.

„Ich muß gehen", warf Heinrich hin, beglich seine Zeche und bot dem Ingenieur einen flüchtigen guten Abend.

Auch im Hause Testa atmete man über die Botschaft erleichtert auf. „Gottlob", versetzte der Hausherr. „Nun weiß jeder von uns seinen Weg. Wir brechen am Morgen beide früh auf. Sie mit der Frühpost, um Doia, die ich mit einer Depesche verständigen werde, in Lugano abzuholen, und ich nach Altanca und hinauf zum Bau am See. Ich hoffe, daß Cesari mit meiner Anordnung für Sie und Doia einverstanden ist und wir eine seiner guten Flaschen auf die abziehenden Gendarmen trinken werden. Weiß Gott, der Sindaco hat bessere Zeiten nötig. Haben Sie bemerkt, wie er aus den Kleidern gefallen ist?"

Die Aufregung ließ Heinrich schlecht schlafen. Sonderbar wirre Träume gingen ihm an der Seele vorüber, fast sein gesamtes Leben, sogar sein zukünftiges! Er fuhr mit Doia auf einem Dampfer über den Bodensee, dessen Wellen sich im Sonnenschein mit weißen Schäumen krönten, und sie lachte über

die Möwen, die sich auf den Wogenkämmen wiegten. Dann stand er mit ihr oben auf der Höhe der Wurmlingerkapelle, und sie sagte mit leuchtenden Augen: „Heinrich, du hast eine schöne Heimat.“ Unendlich viele liebliche Bilder aus Schwaben gaukelten an ihm vorüber. Auf einer Festwiese tanzte man Ringelreihen. Da hatte er zur Rechten Doia, zur Linken Tilla Scheck, beide in rosenroten Kleidern. Plötzlich war er mit Doia daheim in der Stube der Mutter. Das herbinnige Gesicht der alten Frau lächelte: „Ja, das ist die Weihin, die Ebenbürtige, die ich dir zugedacht habe; es ist zwar eine italienische Weihin, aber doch eine!“ Da fing Doia Deutsch zu reden an und sprach es mit ihrer tiefen, klingenden Stimme vortrefflich. Plötzlich aber wurde es Nacht. Die Flammen schlugen aus der von Rösle angezündeten Mühle. Zwischen den aufrückenden Feuerspritzen stand Grimelli. In seinem Traum rief Heinrich den Feuerwehrleuten zu: „Nehmt ihn gefangen. Es ist ein entlaufener Verbrecher!“ Jedoch niemand außer ihm und Doia konnte den Wüterich sehen, der eine zerrissene Fessel am Fuß schleppte. Mit vorgehaltenem Gewehr trieb der Unhold Doia in die Feuersbrunst hinein. Sie ging den Rücken gegen die Flammen gewandt Schritt um Schritt vor ihm zurück, die großen Augen voll entsetzlicher Angst. Da spürte sie den nahen Tod. Hätte sie nur „Heinrich, Heinrich“ gerufen, so hätte er sich rühren und sie retten können. Sie aber rief: „Maria-Angela, Maria-Angela Potolomeo!“

Aus dem furchtbaren Traum erwachte Heinrich schweißgebadet, zerschlagen, unglücklich.

Trostreich schien nach der Wetternacht die Morgensonne in das Zimmer; er schüttelte, so gut es ging, den Mahr von sich und rüstete sich für die Fahrt nach Lugano.

Da überraschte ihn die Stimme Testas, der sich zu der ungewohnt frühen Stunde mit jemand lange und angelegentlich unterhielt. Darüber wunderte er sich.

Als er ins Wohnzimmer trat, schrieb der Hausherr eben die Depesche an Doia, wandte sich aber sogleich ihm zu: „Schlechte Nachricht von Altanca herunter! Grimelli hat den Sindaco überfallen. Wie das möglich war trotz der polizeilichen Bewachung des Hauses? — Es ist eine alte Geschichte, unsere Leute harren im Regen nicht aus. Bis zum Einbruch der Dämmerung standen ihrer zwei davor. Da sagte der eine: „Wenn der Alte so filzig ist und uns keinen Wein hinausschickt, gehe ich in die „Croce biancha“; stehe du auf dem Posten; wir lösen einander ab.“ Dem, der blieb, wurde das Wetter auch zu schlecht. Er schlich sich in einen Stall, wo ein hübsches Mädchen mit dem Vieh zu tun hatte, und leistete ihr Gesellschaft.“

„Und der Sindaco?“ fragte ihn Heinrich atemlos.

„Ueber den Vorgang selber weiß man gar nichts“, berichtete Testa, der seine Klarheit schon wieder gewonnen hatte; „niemand hat Grimelli kommen, niemand gehen sehen. Es kann sich auch nur um Augenblicke gehandelt haben. Zwei Schüsse gingen. Als die Nachbarn herbei eilten, lag Cesari bewußtlos zusammengebrochen auf der Schwelle seines Hauses, neben ihm tödlich getroffen der Hund Bello, der sich wahrscheinlich auf den ersten Schuß hin auf den Verbrecher losstürzen wollte. Cesari selber ist völlig unverletzt; der ihm zugedachte Schuß ging in den Türpfosten, und über einen weitern verfügte Grimelli wohl nicht; man fand den leergeschossenen Revolver weggeworfen. Dagegen scheint es, daß Cesari infolge des Schreckens einen Schlaganfall erlitten hat, einen Bluterguß ins Gehirn; er hat die ganze Nacht die Sprache nicht mehr gefunden. So liegen die Einzelheiten des Vorfalles im unklaren, und man weiß noch nicht, ob der Zustand des Sindaco lebensgefährlich ist oder nicht. Der Arzt, der die nähere Untersuchung vornehmen soll, hat sich aber bereits auf den Weg gemacht!“

Fortsetzung folgt.

Wir sagens nicht weiter . .

Eine Skizze von Oswald Strehlen.

Angefangen hatte es wie bei jedem schlimmen Buben. Willi, der Vaters Verbot, im Bach zu spielen, durchaus nicht anerkennen wollte, kam erst ganz beschmutzt und durchnäßt nach Hause, nicht ohne Angst vor den längst angedrohten und nun auch in greifbare Nähe gerückten Prügeln — wenn die große, allzeit hilfsbereite Schwester Magdalena nicht gewesen wäre, die seit Mutters Heimgang die jüngeren Geschwister betreute.

Geduldig zog sie dem kleinen Willi die nassen Kleider aus und wusch dieselben durch, nachdem sie ihm neue gegeben hatte.

„Wir sagen's nicht weiter!“ bettelte der Bub mit ängstlichen Augen, und das große Mädel strich ihm liebkosend übers Haar.

„Keine Angst, Willi! Es bleibt unter uns!“

Der Vater hat es nie erfahren, und Willi ließ trotzdem das verhängnisvolle feuchte Spiel ganz von selbst. Dafür gab es in der Schule neue Nüsse zu knacken. Im Rechnen wollte es durchaus nicht vorwärts gehen, und außerdem war Willi furchtbar zerstreut.

Es war also tatsächlich kein Wunder, daß eines Tages dem Lehrer die Geduld riß und er in einem Briefe an die Eltern verlangte, man möge nach dem Sprößling fragen kommen.

Ganz verheult kam der Bub an diesem Tage heim. Nun würde es doch Schläge geben. Oft genug hatte ihn schon der Vater in letzter Zeit so merkwürdig prüfend angesehen gehabt, doch die Schwester öffnete das Schreiben sachlich und versprach, schon alles zu regeln.

So ein langes, würdevolles Kleid, wie an diesem Morgen, hatte Magdalena noch niemals getragen, und auch das Haar steckte sie so auf, daß man sie ganz gut für Willis Mutter halten konnte. Mit Mühe und Not renkte sie beim Lehrer noch alles ein, doch als sie nach Hause kam, sagte sie ernster als sonst:

„Nun mußt du dich aber wirklich bessern, Willi! Wir werden jeden Abend zusammen lernen!“

„Aber wir sagen's nicht weiter, Magda!“ bat er wie damals.

„Keine Angst, mein Kind, es bleibt unter uns!“ erwiderte sie.

Der einst so faule Schüler besserte sich wirklich zu seinem größten Vorteil. Und mit Freuden konnte der Vater aus den Zeugnissen ersehen, daß er sich in den Fähigkeiten seines Söhnchens ganz gewaltig geirrt hatte.

Willi hielt Wort und Magda freute sich.

Nun war ja nichts mehr, was sie vor dem Vater verheimlichen mußte. Mit ihren beiden anderen Schwestern, die in einem auswärtigen Institute waren, verband sie ja doch nie dieselbe Innigkeit, wie mit dem Jüngsten.

So vergingen die Jahre, und Magdalena hatte manch schönen Heiratsantrag ausgeschlagen. Erst um Vaters Willen, und als dieser gestorben war, hatte Willi trotz Doktordiplom und guter Anstellung gebeten: „Du darfst mich nicht verlassen, Magdalena! Was täte ich ohne dich!“

Da war sie geblieben, ohne zu klagen und zu wünschen.

Schon lag der erste Schnee auf ihrem Scheitel, als Willi eines Tages ganz verändert heim kam. Er hatte ein reiches Mädchen kennen gelernt und gedachte es in kürzester Zeit zu heiraten:

„Dann bist du mich los, Magdalena!“ jubelte er und schien ihre traurige Miene gar nicht zu bemerken. „Aber vorläufig sagen wir's nicht weiter!“

Seltsam bewegt, strich sie über sein erhitztes Gesicht, als sie traumverloren erwiderte: „Es bleibt unter uns!“

Und dann kam ein Tag, da wußte Magdalena tatsächlich nicht, für wen sie Feuer machte und einkaufen ging, für wen sie kochte. Sie war ja allein, mutterseelenallein!

Nach einer flüchtigen Vorstellung seiner Braut, hatte Willi Hals über Kopf Hochzeit gemacht und lebte nun in der schönen Wohnung, die seine junge Frau sozusagen in die Ehe mitgebracht hatte.

Aber als der erste Glücksrausch verflogen war, da fehlte Willi trotzdem etwas: Magdalenas treue, besorgte, mütterliche